Zeitschrift: Mittelalter : Zeitschrift des Schweizerischen Burgenvereins = Moyen Age : revue de l'Association Suisse Châteaux Forts = Medioevo : rivista dell'Associazione Svizzera dei Castelli = Temp medieval : revista da l'Associaziun Svizra da Chastels

Herausgeber: Schweizerischer Burgenverein

Band: 8 (2003)

Heft: 1

Artikel: Die Alpen als Migrationsraum im Mittelalter

Autor: Meyer, Werner

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-165400

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Alpen als Migrationsraum im Mittelalter

Abschiedsvorlesung am 5. Februar 2003 von Werner Meyer

Liebe Kolleginnen und Kollegen,
liebe Studierende,
meine Damen und Herren,

Lassen Sie mich mit einem bekannten Zitat beginnen:

Hört, was die alten Hirten sich erzählen.
– Es war ein gross Volk, hinten im Lande
Nach Mitternacht, das litt von schwerer Teurung.
In dieser Not beschloss die Landsgemeinde,
Dass je der zehnte Bürger nach dem Los
Der Väter Land verlasse – Das geschah!
Und zogen aus, wehklagend, Männer und Weiber,
Ein grosser Heerzug, nach der Mittagsonne,
Mit dem Schwert sich schlagend durch das deutsche
Bis an das Hochland dieser Waldgebirge.
Und eher nicht ermüdete der Zug,
Bis das sie kamen in das wilde Tal,
Wo jetzt die Muotta zwischen Wiesen rinnt –
Nicht Menschenspuren waren hier zu sehen,
Nur eine Hütte stand am Ufer einsam,
Da sass ein Mann und wartete der Fähre –
Doch heftig wogete der See und war
Nicht fahrbar; da besahen sie das Land
Sich näher und gewahrten schöne Fülle
Des Holzes und entdeckten gute Brunnen
Und meinten, sich im lieben Vaterland
Zu finden – Da beschlossen sie zu bleiben,
Erbaueten den alten Flecken Schwytz
Und hatten manchen sauren Tag, den Wald
Mit weitverschlungnen Wurzeln auszuroden –
Drauf, als der Boden nicht mehr Gnügen tat
Der Zahl des Volks, da zogen sie hinüber
Zum schwarzen Berg, ja, bis ans Weissland hin,
Wo, hinter ew'gem Eiseswall verborgen,
Ein andres Volk in andern Zungen spricht.
Den Flecken Stanz erbauten sie am Kernwald,
Den Flecken Altorf in dem Tal der Reuss –
Doch blieben sie des Ursprungs stets gedenk;
Aus all den fremden Stämmen, die seitdem
In Mitte ihres Lands sich angesiedelt,
Finden die Schwytzer Männer sich heraus,
Es gibt das Herz, das Blut sich zu erkennen.

Sie haben die Verse erkannt, sie stammen aus der berühmten Rütlischwurszene in Schillers «Wilhelm Tell». Schiller hat die sagenhafte Erzählung nicht erfunden, sondern in seinem Sinne neu gestaltet, ging es ihm beim Rütlischwur – der bekanntlich nie stattgefunden hat – um die dramaturgische Inszenierung von Rousseaus «Contrat social». Das Kernmotiv der Erzählung, die Einwanderung der Innerschweizer aus dem hohen Norden, lässt sich bis ins 3. Viertel des 15. Jahrhunderts zurückverfolgen. Über Johannes Stumpf, Aegidius Tschudi, Petermann Etterlin, das «Weisse Buch von Sarnen» und andere Werke bis zu jener seltsamen, anonymen Schrift über das «Herkommen der Schwyzer und Oberhasler». Die meisten Fassungen, namentlich das anonyme «Herkommen», sind überladen mit literarischen Anspielungen, humanistischen Bildungsfetzen und dreisten Erfindungen. So wird etwa das antike Romulus-Remus-Motiv eingearbeitet – mit den feindlichen Brüdern Remus und Swicerus. Bei den Unterwaldnern tritt der Drache als Herr der Wildnis auf, der erst überwunden werden muss, bevor das Land besiedelt werden kann. Das ganze Textgestrüpp ist ein beliebter Tummelplatz für Historiker und Philologen, die den Ehrgeiz entwickeln, den Verfasser des «Herkommens» zu identifizieren, die gegenseitigen literarischen Abhängigkeiten zu diskutieren und – vor allem – den historischen Aussagewert zu definieren. In der ganzen, noch längst nicht abgeschlossenen Debatte findet – nebenbei bemerkt – die Tatsache wenig Beachtung, dass zu unbekannter Zeit das literarische Motiv der Einwanderung aus dem Norden mit dem weit verbreiteten Sagenmotiv vom Toten- oder Wuettisheer, dem «Friesenzug», verquickt worden ist.

Halten wir fest, worin sich die einzelnen, frühen Fassungen des 15. und 16. Jahrhunderts inhaltlich decken:

1. Hungersnot und Übervölkerung als Grund für die Auswanderung.

2. Einwanderung in ein unbesiedeltes, von Urwald bedecktes Gebirgsland.

3. Erschliessung von Siedlungsraum durch Rodung.

4. (Hier nicht weiter zu thematisieren) Verleihung der Reichsfreiheit durch den Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.

Wohlgemerkt, keine Übereinstimmung besteht in der Frage nach der Herkunft der Einwanderer. Während das «Herkommen» – dem später auch Schiller folgt – ganz klar von einer gemeinsamen Urheimat in Friesland und Schweden spricht, führt Petermann Etterlin in seiner ersten gedruckten «Schweizer Chronik» von 1507 die Urner auf die Goten und Hunnen, die Unterwaldner auf die Römer und nur die Schwyzer auf die Schweden zurück. Mögen die einzelnen Autoren auch noch so munter drauflosgeflunkert und -kompiliert haben, den Aspekt der Glaubwürdigkeit – aus der Sicht ihrer zeitgenössischen Leser – dürften sie nie aus den Augen verloren haben. Und unter diesem Gesichtspunkt vermag das in allen Erzählvarianten auftauchende Grundmotiv der Auswanderung wegen Übervölkerung und der Landnahme mittels Rodung durchaus einzuleuchten, etwa im Sinne Etterlins:

«Da was aber der Lütten so vil in dem selben Land, das sy narung halb nit beliben möchttentt.»
Oder:
«Also sol man wissen, das hier vor ettwas vil iaren { } in die pirge unnd lande, die man yetz nemppt Ury, Schwytz unnd Underwalden, etwas lütten darinne ze wonen kommen { } das sy also in den wilden pirgen und landen / da vor nye kein mensch wonung gehept hat, ir wonung hattent / Da selbs rüttottent unnd buwttent. Da vil ungehürer tyeren und menger wurm inne wonttent / Das sy alles nytz achtettent / Sunder die mit gewalt und Strittes not vertribent.»

Soweit Etterlin. Wenn wir einmal den symbolträchtigen Drachen – an dessen Existenz auch noch im 18. Jahrhundert aufgeklärte Gelehrte glaubten – aus dem Spiel lassen und an seiner Statt an die Bären oder Wölfe denken, entspricht die von Etterlin beschriebene Landnahme dem historisch realistischen Modell der mittelalterlichen Rodungstätigkeit, welches in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts der Innerschweizer Bevölkerung, auch wenn damals die verfügbaren Landreserven weitgehend aufgebraucht waren, noch bestens vertraut gewesen sein dürfte. Allerdings enthalten die Erzählungen über die Okkupation der Innerschweiz durch Zuwanderer aus der Fremde zwei fundamentale Irrtümer, die sich auf das landläufige Geschichtsbild, mehr noch, auf das ideologisch verfestigte Identitätsbewusstsein der Schweizer verheerend ausgewirkt haben: Einmal gehen die Erzählungen von der Annahme aus, das von den Einwanderern besetzte Land sei zuvor unbewohnt, also «herrenlos» gewesen, was einem Anspruch auf alleiniges und immerwährendes Besitzrecht Vorschub leistete. Diese Vorstellung wirkt noch bis in die heutige Fremdenfeindlichkeit populistischer Rechtsparteien nach. Zum andern schildern das «Herkommen» und die anderen Schriften des 15./16. Jahrhunderts die Landnahme als einen einmaligen, nach einer gewissen Zeit abgeschlossenen Vorgang, nach dessen Vollendung im Alpenraum stabile, keinen Veränderungen mehr unterworfene Siedlungsverhältnisse mehr eingetreten wären.

In diesen beiden Punkten hauen die Historiographen des 15./16. Jahrhunderts weit daneben.
Wie heute allgemein bekannt ist, lassen sich Spuren menschlicher Präsenz in den Alpen bis ins Mesolithikum, vielleicht sogar bis ins Jungpaläolithikum zurückverfolgen, und die Siedlungsgeschichte der Gebirgstäler war zu allen Zeiten geprägt durch ein Kommen und Gehen, ein demographisches Auf und Ab oder Hin und Her, durch Umschichtungs-, Einwanderungs- und Auswanderungsprozesse. Betrachten wir diese Vorgänge für den Zeitraum des Mittelalters, also des Jahrtausends vor unseren fabulierfreudigen Historiographen der Zeit um 1500, etwas genauer.

Neben den Schriftquellen, insbesondere den rechtsverbindlichen Urkunden und Güterverzeichnissen, steht uns seit längerer Zeit die reiche toponomastische Überlieferung zur Verfügung, die nicht nur wertvolle Hinweise auf die Siedlungsentwicklung vermittelt, sondern auch auf die durch Migrationsprozesse hervorgerufene Verschiebung von Sprachgrenzen, namentlich im Hinblick auf die Ausbreitung des Alemannisch-Deutschen auf Kosten der romanischen Idiome. Seit gut dreissig Jahren lassen sich die Aussagen der schriftlichen und toponomastischen Zeugnisse durch archäologische Befunde ergänzen, was zu einem wesentlichen Teil den Forschungsprojekten des Historischen Seminars der Universität Basel zu verdanken ist, liegen doch mittlerweile Grabungs- und Prospektionsbefunde von mittelalterlichen, hochalpinen Siedlungsplätzen aus den Kantonen Uri, Schwyz, Unterwalden, Bern, Glarus, St. Gallen, Graubünden, Tessin und Wallis vor, die – zum Teil in Höhenlagen von über 2500 Metern – bis ins Frühmittelalter zurückreichen und siedlungsgeschichtliche Schlüsse erlauben, die sich weder aus urkundlichen noch aus toponomastischen Zeugnissen ableiten lassen. (Falls nach dem Rücktritt des Sprechenden diese Forschungstätigkeit in Basel keine Fortsetzung fände, würde das von der internationalen Fachwelt, die sich mit Siedlungsarchäologie in Randzonen wie Skandinavien, Nordrussland, Irland oder Grönland befasst und mit grösstem Interesse die Grabungsaktivitäten im mittelalterlichen Alpenraum verfolgt, mit Unverständnis und Empörung zur Kenntnis genommen werden.) Das nur nebenbei.

Wir haben oben festgestellt, dass die Alpen schon in vormittel-

alterlicher Zeit besiedelt worden sind. Diese Aussage ist insofern zu modifizieren, als wir uns die Siedlungsdichte in den einzelnen Regionen und Talschaften sehr unterschiedlich vorzustellen haben. Leicht zugängliche, klimatisch begünstigte Haupttäler waren am Ausgang der Antike, um bei dieser Epochengrenze mit unserer Betrachtung einzusetzen, bis tief ins Innere des Gebirges relativ dicht bewohnt, während schwer zugängliche Nebentäler abseits von Passrouten und namentlich die waldreichen Gebiete der Voralpen vom Menschen noch kaum begangen wurden. Dass im Laufe des Mittelalters, genauer zwischen dem 7. und dem 15. Jahrhundert, diese Leerräume nach und nach erschlossen und besiedelt worden sind, ist seit langem bekannt und bedarf in Bezug auf das Endergebnis keiner Diskussion. Die Frage aber, wie sich dieser Okkupationsvorgang abgespielt hat, wer seine Träger gewesen sind, welche Konflikte er ausgelöst hat, welche Routen bevorzugt oder gemieden worden sind, welche politisch-herrschaftlichen Kräfte den Prozess ausgelöst und gelenkt haben, über all das gibt es zwar mittlerweile viele, wertvolle Einzeluntersuchungen, aus denen sich aber noch kein abschliessendes Gesamtbild zusammenfügen lässt. Umstritten und von ideologischen Wahnvorstellungen belastet ist beispielsweise die Frage nach den beteiligten Ethnien – vor etwa 50 Jahren hat man allen Ernstes nach einem «homo alpinus» im Sinne einer demokratiebegabten Gebirgsrasse gesucht. Auf dieses leidige Thema soll hier nicht weiter eingegangen werden.

Die wohl bekannteste, ideologisch ebenfalls belastete Migrations- und Okkupationsbewegung im mittelalterlichen Alpenraum ist unter der Bezeichnung «Walser Wanderungen» bekannt geworden. Schon den rätischen Chronisten des 16. Jahrhunderts, namentlich Ulrich Campell, ist aufgefallen, dass in abseits gelegenen Talschaften, mitten im rätoromanischen Sprachraum, deutschsprachige Siedler lebten, so in Davos, in Arosa, im oberen Prättigau, im Rheinwald, im Valsertal, Safien- und Aversertal, ebenso in Bosco-Gurin und anderswo. Im 19. und 20. Jahrhundert wurde dieses Phänomen ideologisiert, es bildete sich eine von rassistischen Wahnideen keineswegs freie «Walserbewegung» mit Tagungen, Museen, Zeitschriften und Vereinigungen. Auf all den Unsinn, der neben wertvollen Forschungsergebnissen im Zuge der Herausbildung eines «Walser Bewusstseins» verbreitet worden ist, brauchen wir hier nicht einzugehen. Zwei Aspekte mögen herausgegriffen werden, weil sie mit unserer Migrationsthematik zusammenhängen:
Einmal ist hervorzuheben, dass es eine materiell fassbare «Walserkultur», die sich etwa im Hausbau, in der Wirtschaftsform, im Alltagsgerät etc. von den Daseinsformen der benachbarten «Romanen» unterschiede, nicht gibt und nie gegeben hat. (Auch beim angeblichen «Walserrecht» handelt es sich, wie schon Peter Liver nachgewiesen hat, um nichts anderes als um das im Mittelalter allgemein verbreitete Kolonistenrecht.)
Archäologisch-realienkundlich sind die Walser im Sinne einer ethnisch abgrenzbaren Gruppe inexistent, wie überhaupt in der archäologisch fassbaren Alltagskultur zwar eine generelle, alpine «Gebirgskultur» greifbar ist, aber keine sprachlichen oder ethnischen Grenzen.

Ein zweiter, aus der Sicht unserer Migrationsthematik vielleicht noch wichtigerer Aspekt betrifft den Irrtum, zwischen dem 12. und dem frühen 15. Jahrhundert hätten sich die «Walser Wanderungen» als alleiniges Mobilitätsphänomen inmitten einer statischen, gänzlich unbeweglichen Siedlungslandschaft abgespielt. Vor allem die historischen Karten scheinen ein solches Bild vermitteln zu wollen. Bei näherem Zusehen zeigt sich indessen, dass seit dem 10./11. Jahrhundert das ganze, alpine Siedlungsgefüge in Bewegung ist. An diesem vielschichtigen Migrationsprozess waren alteingesessene Alpenbewohner, die irgendein romanisches Idiom sprachen, ebenso beteiligt wie alemannisch-deutschsprachige Gruppen, die sich von der Ostschweiz und vom Bodenseeraum her in den nordrätischen Raum schoben, oder Lombarden, die sich in die Tessiner Täler drängten, sowie alemannische Siedler, welche die Kolonisierung der grossen Waldgebiete in den Voralpen in Angriff nahmen.

Inmitten dieser unruhigen, alpinen Siedlungslandschaft bildeten die Walser aus dem Oberwallis nicht mehr als einen Faktor, dessen Besonderheit darin bestand, dass ein Teil dieser Walser Siedler sich inmitten romanischer Sprachräume niederliess und dank der Abgeschiedenheit ihrer Talschaften langfristig lebendige, deutsche Sprachinseln bildete.
Welches waren die Auslösefaktoren für diese lebhaften und anhaltenden Migrations- und Okkupationsprozesse? In erster Linie ist ein Umstand zu nennen, der generell hinter dem gesamteuropäischen Prozess des mittelalterlichen Landesausbaues mit der Binnen- und Ostkolonisation stand: eine ungeheure, stetige und bis ins 14. Jahrhundert hinein ungebrochen anhaltende Bevölkerungszunahme. Auch wenn für den Zeitraum zwischen dem 10. und dem 15. Jahrhundert keine genauen Zahlen vorliegen und wir uns auf unsichere Hochrechnungen stützen müssen, so ist doch jedenfalls von einer Verdoppelung, wenn nicht Verdreifachung auszugehen. Wie man mit dem daraus erwachsenen Populations- und Siedlungsdruck umgehen sollte, musste jede Region gemäss ihren eigenen naturräumlichen Vorgaben entscheiden.

Die im Alpenraum zum Tragen gebrachten Lösungen entsprachen – wie nicht anders zu erwarten – jenen Modellen, die als charakteristisch für siedlungsfeindliche

Marginalzonen zu bezeichnen sind. Von der – gesamteuropäisch gesehen – griffigen und effizienten Massnahme, Bevölkerungsüberschüsse in neu gegründeten Städten aufzufangen und durch Förderung städtischen Handels und Handwerks neue Verdienstmöglichkeiten zu schaffen, ist im Alpenraum nur in geringem Ausmass und nur in den Haupttälern Gebrauch gemacht worden.
Auch die Ausbeutung von Bodenschätzen, von Silberadern, Eisenerzen oder Specksteinvorkommen, spielte sich in der Schweiz in sehr bescheidenem Rahmen ab und hatte kaum Auswirkungen auf die demographischen Verhältnisse oder auf Migrationsprozesse, auch wenn – was beiläufig doch angemerkt werden soll – die Versuche, im Spätmittelalter den Eisenbergbau anzukurbeln, einen vorübergehenden, übrigens mit Misstrauen verfolgten Zuzug auswärtiger Fachleute, namentlich aus dem Tirol, zur Folge hatte. Die ebenfalls in den Anfängen stecken gebliebenen Versuche, in den Waldzonen der Voralpen Glasmanufakturen einzurichten, gehören in die hier nicht mehr zu behandelnde Neuzeit des 16. bis 18. Jahrhunderts.

Um zur zentralen Frage nach dem Umgang mit dem Bevölkerungsdruck im Alpenraum zurückzukehren; wir können im Wesentlichen nichts anderes feststellen als eine Intensivierung der vorerst auf Selbstversorgung ausgerichteten Landwirtschaft in Verbindung mit einer markanten Siedlungsexpansion. Als nur bedingt stichhaltiger Einwand mag der Hinweis auf die Zunahme des Alpentransits mit der steigenden Nachfrage nach allerlei Dienstleistungen gelten, etwa im Bereich der Säumerei (mit der Aufzucht von Maultieren), des Gastgewerbes, der handwerklichen Versorgung durch Schmiede, Sattler und so fort. Die Bedeutung des Alpentransits für die wachsende Bevölkerung sollte aber, mindestens bis zum Ausgang des Mittelalters, nicht überschätzt werden, und zudem gab es nur drei Alpenübergänge, die für den internationalen Waren- und Pilgerverkehr wirklich eine langfristig bedeutsame Rolle spielten: den Septimer, den Grossen St. Bernhard und (allerdings nicht vor der Mitte des 14. Jahrhunderts) den Gotthard. All die vielen Haupt- und Nebentäler der Alpen, denken wir an Glarus, an das Calfeisental, das Maggiatal, an die Seitentäler des Wallis oder des Berner Oberlandes, sie alle spürten vom Durchgangsverkehr nichts, und ihre Bewohner mussten sich mit dem durchs Leben schlagen, was der Boden hergab. Und das war insgesamt wenig. Gewiss gibt es in den Alpen klimatisch begünstigte fruchtbare Haupttäler und Talkessel: Deren Anbauflächen waren im Mittelalter allerdings eingeschränkt, und zwar durch das noch verlandende Sumpfgebiet am oberen Ende der Alpenrandseen, man denke an das Urner Reusstal, das Gasterland oder die Magadino-Ebene. Das gute Land in den Alpen war schon um die Jahrtausendwende für Besiedlung und agrarische Nutzung weitestgehend ausgelastet. Das gilt beileibe nicht nur für die schönen Böden des Domleschgs, der Bündner Herrschaft oder des Rhonetals, für die Sonnenterrassen des Unterengadins oder die Talkessel von Schwyz, Stans und Sarnen, sondern auch für die Gunstzonen von Nebentälern, wie die Grabungsbefunde von Giätrich auf der Schattenseite des Lötschentals zeigen. So richtete sich nun der steigende Siedlungsdruck gegen die Böden schlechter Qualität, in Hanglagen, auf den Schattenseiten der Täler, auf steinigen Terrassen und in rauhen Hochtälern bis um 2000 Meter, ferner in nur mühsam zu bezwingenden Urwäldern. Versumpfte, malariaverseuchte Talniederungen wurden nach wie vor gemieden. Deren Erschliessung sollte erst im 18./19. Jahrhundert erfolgen. Das vom 10./11. Jahrhundert an zunehmend okkupierte Marginalland war vielenorts zu schmal, zu steil oder zu karg, um grössere Siedlungsgruppen aufzunehmen, die eine Dorfgemeinschaft hätten bilden können. Es entstanden Kleinstsiedlungen, Einzelhöfe, wie sie noch heute in den Rodungszonen der Voralpen oder in gewissen Talschaften das Landschaftsbild prägen. Vor allem aber – und hier schlug die gebirgige Natur der Alpenwelt voll durch – intensivierte man um die Jahrtausendwende expansiv eine uralte Wirtschaftsform, die sommerliche Beweidung hochgelegener Grasflächen oberhalb der natürlichen Waldgrenze.

Es ist hier nicht der Ort, eine Debatte über das tatsächliche Alter und den Ursprung der alpinen Viehwirtschaft mit Milchverwertung zu beginnen. Dass die Wirtschaftsform in frühgeschichtliche Zeit zurückreicht, wird etwa durch Ausdrücke vormittelalterlicher Sprachschichten im Vokabular der Älpler (z.B. Gebse oder Liobe) belegt. Dass in karolingischer Zeit die Alpwirtschaft in Rätien bekannt war, ergibt sich aus der wiederholten Erwähnung von *alpes* im Tello-Testament von 765 oder im Rätischen Reichsguturbar aus dem frühen 9. Jahrhundert, und auf der Hockenalp im Lötschental ist der ursprüngliche Viehpferch nach dem Radiokarbonverfahren ins 7./8. Jahrhundert datiert. Die Alpwirtschaft ist demnach um die Jahrtausendwende nicht erst «erfunden» worden. Wie aber mehrere Ausgrabungen von Alpsiedlungen in Schwyz, Uri, Glarus, Unterwalden und Wallis gezeigt haben, kommt es im 10./11. Jahrhundert zu einem ungeheuren Aufschwung. Bis anhin unbestossene, eher abseits gelegene oder schwer zugängliche Weidezonen werden nun für eine regelmässige, sommerliche Nutzung hergerichtet. Sobald die natürlichen Grasflächen der hochalpinen «Magerwiesen» oberhalb der Waldgrenze knapp zu werden beginnen – spätestens im 13./14. Jahrhundert –, setzt ein von oben nach unten fortschreitender Rodungsprozess ein, der die Waldgrenze um 200 bis 500 Höhenmeter nach unten drückt und so die sommerliche Weidefläche ver-

doppelt bis vervierfacht. In dieser Intensivierung und Erweiterung der hochalpinen Weidewirtschaft spiegelte sich der anhaltende Bevölkerungsdruck, der auf den ganzjährig bewohn- und benützbaren Talböden lastete. Die Landwirtschaftstechnologie brachte im Mittelalter kaum Innovationen hervor, die zu einer wirksamen und nachhaltigen Steigerung der Flächenerträge geführt hätten, und schon gar nicht im Alpenraum, wo auf vielen Getreidebauböden nicht einmal der einfache Hakenpflug, geschweige denn der Streichbrettpflug mit Radvorgestell eingesetzt werden konnte. Nein, wenn die Bevölkerung zunahm, gab es nur zwei Lösungen, entweder die Erweiterung der Anbau- und Weideflächen – was in vielen Fällen von der Bodengestalt her nicht in Frage kam – oder die Abwanderung der Überzähligen, die in neue Rodungsgebiete einrückten – ganz im Sinne des im «Herkommen» beschriebenen Modells.

Die Verdichtung der Talsiedlungen, verbunden mit der Intensivierung und Ausweitung der landwirtschaftlichen Nutzung, lässt sich in den Urkunden, in der toponomastischen Überlieferung – man denke an die vielen Orts- und Flurnamen, die eine Rodungstätigkeit verraten – und in den archäologischen Befunden von Dauer- und Temporärsiedlungen unmittelbar fassen. Doch bildet das Phänomen des «Ab-» bzw. «Weiterwanderns» ein etwas komplexeres Problem: Bis ins 15. Jahrhundert hinein waren die Alpen kein ausgesprochenes Auswanderungsland wie in der frühen Neuzeit. Es fanden aber gross-, häufiger kleinräumige Binnenmigrationen statt, die auf eine stetige Siedlungsverdichtung und eine bis zum Äussersten vorangetriebene Okkupation marginalen Landes hinzielten. Dank dem Interesse, das seit dem 19. Jahrhundert den Walsern entgegengebracht wird, lässt sich für diese Migrationsgruppe in Einzelfällen das schubweise Fortschreiten der Wanderbewegungen einiger Kleinverbände oder Familien nachweisen. Dabei ist im landläufigen Geschichtsbild über die Walser Wanderungen (und alle anderen alpinen Migrationsbewegungen) eine wichtige Korrektur anzubringen. Wird doch etwa die in Schriftquellen wiederholt überlieferte hohe Kinderzahl von Walser Familien als Zeichen einer besonders ausgeprägten, «unverbrauchten Volkskraft» gedeutet – klar im Gegensatz zu den schlappen, degenerierten Romanen, so dass die druckvolle Siedlungsexpansion der Walser als Zeichen gesunden, auf Wachstum ausgerichteten Unternehmertums wahrgenommen werden kann. Das sind Projektionen von Wertvorstellungen des imperialistischen Zeitalters um 1900 ins Mittelalter! In Wirklichkeit verhielt es sich so, dass Gruppen, die wie die Walser als Selbstversorger auf kargen Böden lebten, sehr bald an die Grenzen ihrer Produktionsressourcen stiessen, weshalb jeweils nach kurzer Zeit, vielleicht nach zwei Generationen, sich Familienangehörige als «Überzählige» abspalten und nach neuen Heimstätten umsehen mussten. Das konnte innerhalb des heimatlichen Tales geschehen, so lange dieses noch Rodungsflächen anbot. Andernfalls mussten die «Überzähligen» in entferntere, vielleicht bereits rekognoszierte Gegenden ausweichen. So lässt sich etwa verfolgen, wie noch im 12. Jahrhundert erste Auswanderer aus dem Goms über den Griespass das Pomat, das obere Tocetal, besiedelten und von hier aus eine Gruppe über den Bergkamm nach Bosco-Gurin, ein oberes Seitental des Valle Maggia, gelangte. Eine andere Gruppe, etwa ein Dutzend Leute, setzte sich aufgrund eines mit den Freiherren von Sax-Misox abgeschlossenen Schirmvertrages um 1270 im Rheinwald fest, von wo aus im 14. und frühen 15. Jahrhundert das Safien- und Valser Tal besiedelt wurden.

Analoge Vorgänge sind bei den anderen Migrationsvorstössen der Walser und ebenso bei der Okkupation etwa des Oberengadins, des oberen Oberhalbsteins um Bivio, des Vorderrheintals oberhalb Sumvitg («summus vicus» im Sinne von Altsiedelland) durch Rätoromanen anzunehmen. Auch die Besiedlung des Grossen und Kleinen Melchtales, des Schächentales oder des Glarner Hinterlandes dürfte sich – gemäss urkundlichen Hinweisen – auf ähnliche Weise abgespielt haben. Wenn wir annehmen, dass die Siedlungsexpansion des Hochmittelalters in bisherige quasi «herrenlose» Leerräume zielte, so gilt das mutatis mutandis auch für das Frühmittelalter, genauer für die seit dem 7. Jahrhundert den Alpenraum von dessen Nordrand her nach und nach infiltrierenden Alemannen.

Man hat im 19. und zum Teil noch im 20. Jahrhundert diesen Vorgang dem zeitgenössischen Vordringen europäischer Siedler in den amerikanischen Westen gleichgesetzt und so Bilder von gigantischen Trecks entworfen, die einen endlosen Heerwurm zeigen, der sich mit Sack und Pack, Frauen und Kindern, Ross und Wagen über einen Alpenpass windet. Das ist Unsinn. Die alpinen Migrationsgruppen umfassten vielleicht zehn bis zwanzig Leute, vielleicht zogen die Männer voraus, um in einem kleinen, fürs Erste gerodeten Umschwung eine – wie wir von Grabungen wissen – sehr einfache Behausung zu errichten, und holten die Familien nach, falls sie schon eine gegründet hatten. Dafür, dass die im Frühmittelalter in kleinen Gruppen infiltrierenden Alemannen – ich lasse diesen heiklen Begriff einmal im Raum stehen – in den Alpentälern die alteingesessene Bevölkerung vertrieben bzw. in Marginalzonen verdrängt hätten, gibt es keine Hinweise. In den meisten Altsiedelzonen der Alpen gab es noch genügend Raum für Neuankömmlinge, denen das Gebirge unvertraut war und die froh waren, mit den Alteingesessenen gute Nachbarschaft halten zu können und von diesen in die gebirgsspezifischen Lebens- und

Wirtschaftsformen eingeführt zu werden. Die Romanen waren, wie Fritz Zopfi treffend bemerkt hat, die Lehrmeister für das Leben im Gebirge, was sich nicht zuletzt in den früh rezipierten, auf die Alpenwelt bezogenen Lehnwörter äusserte.

Das insgesamt friedliche, aber stetige Vordringen der Alemannen (hinter denen keine zentrale, herrschaftliche Macht stand) in das von Romanen mehrheitlich eher dünn besiedelte Gebirge führte in weiten Teilen des Alpenraumes nach und nach zum Verschwinden der romanischen Idiome, die fortan nur noch toponomastisch weiterlebten. Dieser Prozess war am Ausgang des Mittelalters noch nicht abgeschlossen. So sprach man um 1500 in der Stadt Chur, dank den aus Zürich und dem Bodenseeraum zugezogenen Handwerkern, mehrheitlich Deutsch, im nahen Dorf, jenseits der Plessur im heutigen Quartier «Welschdörfli», aber noch immer Rätoromanisch. In der Regel kann man davon ausgehen, dass die Ablösung des Romanischen durch das Deutsche jeweils dann erfolgte, wenn die deutschsprachige Bevölkerung durch stetige Zuwanderung die Überzahl erreichte. Im Glarner Klein- oder Sernftal – also im Raum um Elm – dürfte das etwa um 900 eingetreten sein.

Aber gerade im Bereich des Rätoromanischen sind für die Zurückdrängung der altgewohnten Sprache noch andere Faktoren auszumachen als eine migrationsbedingte, deutschsprachige Bevölkerungsmehrheit: Mitten im romanischen Sprachgebiet stossen wir auf rein deutsche Burgnamen wie Heinzenberg, Greifenstein, Grüneck, Fryberg oder Ortenstein. Man hat früher diesen auffälligen toponomastischen Befund mit einer angeblichen «Verpflanzung» adliger Familien aus dem süddeutschen Raum nach Rätien im Sinne einer Massnahme kaiserlicher Passpolitik gedeutet. Diese Auffassung ist heute widerlegt, eine solche «Verpflanzung» hat nie stattgefunden. (Also ein Migrationsproblem weniger in den Alpen!)

Die deutschen Burgnamen lassen sich nicht wegdiskutieren, aber einfach erklären. Der rätische Adel, obgleich einheimischer Herkunft, lehnte sich kulturell an das ritterliche Leben in Zürich oder Konstanz an und rezipierte so die ritterlich-hölfische Kultur des Bodenseeraumes, wofür es vielerlei Belege gibt. Damit verband sich eine Vorliebe für das in Rätien als vornehm geltende Deutsch, was sich in der Urkundensprache und in den deutschen Burgnamen äusserte. Freilich, auch wenn die These von der «Verpflanzung» deutschsprachiger Adelsfamilien in den rätischen Raum fallen gelassen werden muss, an den inneralpinen Migrationsbewegungen war der Adel sehr wohl beteiligt, und zwar in mannigfacher Weise.

Einmal im Zuge des in engster Verbindung mit dem alpinen Landesausbau ablaufenden Prozesses der Herrschaftsbildung. Nicht nur die breite Bevölkerung strebte nach neuem Siedlungsraum, nach Acker- und Weideflächen. Auch der einheimische Adel, seit dem 11. Jahrhundert zunehmend burgsässig, entwickelte Tendenzen zur Ausweitung seiner grund-, gelegentlich sogar landesherrlichen Rechte. Auch von ausserhalb des Alpenraumes drängten sich adlige Herren ins Gebirge hinein, um für ihre wachsende Untertanenschaft Lebensraum zu gewinnen. So können wir anhand konkreter Einzelfälle verfolgen, wie sich adlige Familien ausdehnen und in Zweige aufspalten, die wieder neue Herrschaften aufrichten – stets im Gefolge bäuerlicher Kolonisten, welche die eigentliche Rodungsarbeit verrichten.

Die Freiherren von Oppligen im Berner Seeland begegnen uns im 13. Jahrhundert im Berner Oberland als «Vögte von Brienz» und als «Freiherren von Ringgenberg», in Uri als Stifter des Lazariterhauses Seedorf, im Wallis als Freiherren von Raron und im Bündner Oberland als Begründer der Herrschaft Ringgenberg bei Truns. Ähnliches können wir bei den Freiherren von Sagogn-Wildenberg beobachten, deren Ursprung im Raume von Ilanz liegt, die dann bei Filisur die Feste Greifenstein errichten, im Engadin bei Zernez die Burg Wildenberg und bei Ragaz, als Kastvögte des Klosters Pfäfers, die Burg Freudenberg. Analoge Beispiele liessen sich beliebig vermehren.

Wenn wir versuchen, in der Vielfalt dieser adlig-herrschaftlichen Expansion, die von bäuerlicher Migration und Kolonisation begleitet ist, Gemeinsamkeiten als Deutungsansätze zu finden, stossen wir immer wieder auf das Phänomen des herrschaftlich mehr oder weniger kontrollierten Populations- und Siedlungsdruckes. Dieser ist zwar oft nur undeutlich erkennbar, vor allem wenn sich der Okkupationsvorgang in relativ früher Zeit, ohne Begleitung durch Schriftquellen abspielt. Dies trifft etwa für den 1196 durch landesherrlichen Spruch geschlichteten Grenzstreit zwischen den Urnern und den Glarnern um das Siedlungsland auf dem «Urner Boden» zu, auf der Glarner Seite des Klausenpasses. Hier hatten seit dem 10./11. Jahrhundert die Urner einen stärkeren Populationsdruck entwickelt als die Glarner und sich des Gebietes «Urner Boden» bemächtigt, als die Glarner noch mit der Erschliessung des hinteren Grosstales beschäftigt waren. Die hübsche Sage vom Grenzlauf, die berichtet, wie die Glarner und Urner den Streit um die Grenzlinie im Sinne eines Gottesurteils durch einen Wettlauf schlichten, birgt insofern einen «historischen Kern», als die Glarner eben nicht nur den sagenhaften Wettlauf verloren haben, sondern auch im Kolonisationsprozess auf der Ostseite des Klausenpasses zu spät gekommen sind.

Ein unterschiedlich starker Populationsdruck lastete auf den zur Rodung einladenden Waldgebieten längs der Grenze zwischen Schwyz und Einsiedeln. Schon im

11. Jahrhundert war das Altsiedelland des Kessels von Schwyz und Steinen übervölkert. Das führte zur Besiedlung des kargen Muotatals sowie zu einer stetigen Migration in die durch kaiserliche Privilegien dem Kloster Einsiedeln zugesprochenen, aber noch kaum erschlossenen Höhen um den Sattel und die Iberger Egg. Daraus entwickelte sich der bekannte «Marchenstreit» zwischen Schwyz und dem Kloster, der um 1315 im Morgartenkrieg kulminierte und erst um 1350 seine vertragliche Beilegung fand, wohlverstanden zu Gunsten der Schwyzer, die jahrhundertelang einen Migrationsdruck entwickelt hatten, dem weder kaiserliche oder landesherrliche Schlichtungsversuche noch päpstliche Bannflüche, geschweige denn militärische Strafexpeditionen Einhalt zu gebieten vermochten.

Das Beispiel des Marchenstreites zwischen Schwyz und Einsiedeln ist für uns deshalb instruktiv, weil es deutlich macht, dass Migrationsbewegungen, die von einem starken Populations- und Siedlungsdruck ausgelöst werden, durch politische Lenkungs- oder Repressionsmassnahmen nicht nachhaltig gebremst und schon gar nicht abgeblockt werden können. (Diese Feststellung gilt wohl auch für die heutigen, weltweit ablaufenden Migrationsprozesse.) Andere Beispiele belegen, dass ein vorhandener Bevölkerungsdruck adligen Machthabern als Mittel territorialpolitischer Expansion dienen kann. Dieses Phänomen tritt uns in zahlreichen Varianten entgegen. In Rätien sind es kleine Landesherren wie die Freiherren von Vaz, von Sax-Misox oder von Sagogn-Wildenberg, die in nicht oder kaum bewohnten Hochtälern Walser ansiedeln, um der Bildung burgengestützter Rodungsherrschaften durch den lokalen Kleinadel zuvorzukommen.

Vom Wallis aus setzten sich die Freiherren vom Turn oder die Bischöfe von Sitten mit Siedlern in den noch unbewohnten, oberen Talstufen des Berner Oberlandes fest, wo sie als Symbole der Macht und Herrschaft Burgen wie Mannenberg oder Felsenburg errichteten. Genaueres lässt sich über die Auswanderung der Lötscher feststellen. Das Lötschental war im 13. Jahrhundert hoffnungslos übervölkert. Nun begannen die Lötscher, sich in kleinen Gruppen ins Berner Oberland zu verschieben, wo sie sich auf noch ungerodetem Land in Mürren, Gimmelwald, Lauterbrunnen und Planalp niederliessen. Sie blieben zunächst Untertanen der Grundherren über das Lötschental, der Freiherren vom Turn zu Gestelenburg. Da diese aber über das weit zerstreute Siedlungsland im Bernbiet keine wirksame Schirmherrschaft ausüben konnten, veräusserten sie im 14. Jahrhundert ihre Herrschaftsrechte über die ausgewanderten Lötscher an lokale Machthaber. Zusammenfassend formuliert: Die Migration hat stattgefunden, die mit ihr verbundene Herrschaftsexpansion ist gescheitert.

Sobald einmal das kolonisierbare Land von Migrationsgruppen aus nah und fern okuppiert war, kam es zu Kollisionen, zu Streitigkeiten um Nutzungs-, namentlich Weiderechte. Einzelheiten erfahren wir aus Klagerödeln der Schwächeren und Bedrängten, etwa der Klöster, nicht nur der inneralpinen wie Einsiedeln, Engelberg oder Interlaken, sondern auch der auswärtigen. So nahmen um 1300 die Obwaldner eine Alp in Besitz, die eigentlich dem Kloster St. Blasien im Schwarzwald gehörte.

Der Wettlauf um neues Siedlungsland hatte in den Schweizer Alpen – im Unterschied etwa zu Tirol oder Savoyen – zur Folge, dass sich nur kleinräumige Siedlungs- und Nutzungsgemeinschaften bildeten und keine grössere Territorialgewalt als weiträumige, politische Ordnungsmacht in Erscheinung trat. In den marginalen Rodungszonen, die im Laufe des 10. bis 15. Jahrhunderts besiedelt wurden, gaben kleine, adlige Grundherren und Angehörige einer bäuerlichen, sich vornehm gebärdenden Führungsschicht den Ton an. Diese wachten eifersüchtig über ihre kleinräumigen Machtpositionen. Es waren dies in der Innerschweiz jene «Richter» – man könnte sie als «Dorfmuftis» bezeichnen –, die sich im Bundesbrief von 1291 den Gehorsam des Volkes zu sichern versuchten.

Die Kleinräumigkeit der Siedlungs-, Macht- und Wirtschaftsverhältnisse machten die Länder der spätmittelalterlichen Eidgenossenschaft mit ihrer natur- und kulturräumlichen Marginalität zu einem Raum im Abseits, dem die europäischen Herrscher und Fürsten, was deren teritorialpolitische Interessen betraf, den Rücken zukehrten. Die mittelalterlichen Migrationen hatten zwar den noch unbewohnten Talschaften eine in Burgen, Klöstern, Dörfern und Einzelhöfen wohnhafte Bevölkerung beschert, aber keine Bildung von überregionalen, politischen oder wirtschaftlichen Schwerpunkten bewirkt.

Die naturräumlich vorgegebene, durch die Migrationsprozesse bestätigte Marginalität des Alpenraumes sollte vielleicht auch in Überlegungen einbezogen werden, die sich auf die Zukunft unseres Landes beziehen.

(Der vorliegende Text bildet die ohne Fussnoten und Literaturangaben ausgestattete Originalfassung des Vortrages, mit dem ich mich vor der Öffentlichkeit vom Professorenamt an der Universität Basel verabschiedet habe.)